

Werk

Titel: Mittheilungen von Zeitgenossen über Goethe. 1774-1830

Autor: Geiger, L.; Seuffert, B.; Zipper, A.

Ort: Frankfurt a. M.

Jahr: 1886

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?503540463_0007|log15

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de



IV. MITTHEILUNGEN
VON ZEITGENOSSEN ÜBER GOETHE.

1774 — 1830.

MITGETHEILT VON

L. GEIGER, B. SEUFFERT, A. ZIPPER.

Werthes an F. H. Jacobi¹. Strasburg, d. 13. Octobr. 1774.

So gerne hätt' ich Ihnen schon eher geschrieben, mein vortrefflicher, liebster Jacobi; aber ich hatte nur Augenblicke zu meinem Gebrauch, und meinem Jacobi nur Augenblicke zu opfern schien mir zu unwürdig. Eine schöne, köstliche Reise hab' ich zurückgelegt; die mich gleichsam nie zu Athem kommen liess, wovon meine ganze Maschine noch saust und —

Bern, d. 18. Octobr. 1774.

So weit war ich gekommen, als der Verfasser des Hofmeisters, H. Lenz, so klein und bescheiden in mein Zimmer herein kam, als ob er nichts weniger und alles eher als der Verfasser des Hofmeisters wäre. Ein feines, zugespitztes Gesichtchen, ein scharfer, stilllaurender Blick, und die liebe Mutter Natur im Herzen und auf der Zunge.

¹ Mitgetheilt von B. Seuffert.

Ein Shakespearischer Amor, den ich in den Jacobischen Cirkel hinein zaubern würde, wenn ich könnte. Sein Geist mag ein Bruder von Goethens Geist seyn, aber für seinen Zwillingsbruder lass' ich ihn, auch nicht nach der Loloischen Genealogie gelten. Er ist sein jüngeres Brüderchen; Fleisch von seinem Fleisch, und Geist von seinem Geist; nur alles, wie mich dünkt, in kleinere Form gegossen. — Dieser Goethe, von dem und von dem allein ich vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne, und von ihrem Niedergang bis wieder zu ihrem Aufgang mit Ihnen sprechen und stammeln und singen und dithyrambisieren möchte, dessen Genius zwischen Klopstocken und mir stand, und über die Alpen und Schneegebirge gleichsam einen Sonnenschleyer herwarf, er selbst immer mir gegenüber, und neben und über mir, dieser Goethe hat sich gleichsam über alle meine Ideale emporgeschwungen, die ich jemals von unmittelbarem Gefühl und Anschau eines grossen Genius gefasst hatte. Noch nie hätt' ich das Gefühl der Jünger von Emahus im Evangelio so gut exegisieren und mitempfinden können, vor dem sie sagten: »brannte nicht unser Herz in uns, als er mit uns redete?« Machen wir ihn immer zu unserm Herrn Christus, und lassen Sie mich den letzten seiner Jünger seyn. Er hat so viel und so vortreflich mit mir gesprochen; Worte des ewigen Lebens, die so lang ich athme, meine Glaubensartikel seyn sollen.

Merk — Gott vergebe meine Sünde; er war sehr höflich und freundschaftlich gegen mich, ich habe ächten und sehr guten Danziger bey ihm getrunken, und oh doch hätt' ich den ehrlichen deutschen Bedienten in Lessings Minna parodieren und trotz seines guten Danzigers zu ihm sagen mögen: Herr Merk, Er ist doch ein schlechter Kerl. Ich weiss nicht, aber mir kam es vor, als hätte der gehörnte und geschwänzte Satan selbst mit seinem krummen Taschenmesser ihm das Zeichen der Schurkenschaft mitten in die Stirne hineingeschnitten.

Zu Heidelberg sah ich statt des grossen Fasses eine Schwester von meinem Rheinwald, die seit einigen Jahren Frau Kirchenrätthin daselbst ist. Ich kannte sie, ehe sie Frau K. war; nun kann't ich sie nicht mehr. Sie war nicht schön, doch nicht ohne Reiz, der nun Gott weiss wohin gekommen ist. Noch nie hab' ich dem süssen Gott der Ehen so andächtige Seufzer zugeschickt, auch noch nie seine verzehrende und verheerende Fussstapfen in so weiter und breiter Form gesehen.

Bey Klopstocken bin ich von Nachmittags fünf bis Nachts zehn Uhr gewesen. Ich fand einen edlen und grossen Mann an ihm; weniger, wie auch Goethe sagte, den Verfasser des Messias als den der Republik. Er scheint auch seinem äussern Ansehen nach der König unsrer Dichterwelt zu seyn; man glaubt immer, er habe den Scepter nur eben aus der Hand gelegt¹. Doch ist seine Grösse, nicht beleidigend; sondern ruhig und ganz herablassend. Wir sprachen sehr viel zusammen; er theilt sich willig mit, spricht freymüthig von der Ceder bis zum Ysop, und weiss seinen Geist so zu mildern, dass man ihn wie eine ruhige milde Abendsonne ohne Gefahr ansehen kan. — Man hört und sieht die feurige Triebräder seines Geistes gleichsam nur in der Ferne; da man bey Goethe manchmal, wie man sagt, ins Rad gekommen zu seyn glaubt. Man steht, und staunt, und zittert mitten in der heiligen Werkstätte; und doch liebt man den grossen Meister, getraut sich ihn zu umarmen, und wünscht zu seinen Füessen zu leben und zu sterben.

¹ Hier ist ein Zettel angesteckt, von Fritz Jacobis Hand beschrieben mit den Worten: »Dies ist falsch. Klopstock hat den simpelsten bescheidensten Anstand von der Welt. Werthes konnte nicht empfinden was ich *Bewährung in sich selbst, Innigkeit* nennen möchte. Die muss sich bey einem Mann von Genie der 50 Jahre auf dem Rücken hat allemahl finden«.

Zu Strasburg hab' ich im Cardinalshauss einen herrlichen Rubens und einen ganz göttlichen Correggio gesehen. Ein neu gebohrner Christus, den ich durch jede Beschreibung gleichsam in der Geburt wieder tödten würde.

Mein erster Eintritt in die Schweiz hat eine Wirkung auf mich gemacht, die ich nie werde vergessen können. Sie fängt, wie Sie wissen, nur eine halbe Vierthelstunde vor Basel mit lauter Gärten und Lusthäusern an; zwischen die man von einer schönen Anhöhe herunter fährt. Der Horizont vor mir war von dem schönsten Abendroth überzogen, und schien gerade von der Gränze der Schweiz anzufangen, und dann über die ganze Schweiz sich hinaus zu ziehen. Meine Seele sprang aus ihrer Hülle heraus, und hüpfte, und lachte und weinte, und jauchzte. — Der Anblick der Alpen hat mich nicht halb so tief gerührt. Hievon bald mehr. Ich muss schliessen. Ich sollte und wollte an die vortreffliche Betty noch schreiben; Freytags geht wieder eine Post, die dazu heilig ist. Alsdann von Mad. la Roche, und der liebenswürdigen Fahlmer.

Ohngefehr zwey Monathe werden wir hier bleiben, und dann nach Genf. Ich hätt' Ihnen noch tausend Sachen zu schreiben. Wilhelmi ist sehr begierig nach Ihrer Bekanntschaft.

Nächstens mehr. Bondely ist nicht hier; zu Neuschatel. An die gütige Betty alles was von guten Wünschen in meiner Seele ist. Theilen Sie mit ihr. An den l. Canonikus [J. G. Jacobi], an die lieben Schwestern, Lottchen und Lenchen [Jacobi] meine besten Grüsse und Empfehlungen. Die guten lieben Himmels-Leutchen zusammen! Mögen Sie immer glücklich seyn! Adressiren Sie, wenn Sie mir schreiben wollen, an Prof. Wilhelmi. Leben Sie wohl, tausendmal wohl. Werthes.

N. S. Die Ankunft der Iris ist hier ganz unbekannt. Wilhelmi verspricht ihr grosses Glück, so bald man von ihrem [Erscheinen] wissen werde. Ich werde sorgen. An

H. Brinkmann und H. Rector meine Empfehlungen. An Rost meine aufrichtige Umarmung.

[Der Brief ist an Fritz Jacobi gerichtet, wurde offenbar von diesem an Wieland geschickt und kam mit vielen anderen Stücken der Wielandschen Correspondenz in Böttigers Besitz und von da mit einem Theile des Böttigerschen Nachlasses ins Germanische Nationalmuseum in Nürnberg. Loloische Genealogie: s. Schach Lolo in den Contes Arabes. Den Besuch des Werthes erwähnt Merck gegen die La Roche: Briefe Goethes an S. von La Roche und B. Brentano, hg. von v. Loeper, S. 199. — Goethe nennt den Werthes — vor dem Bekanntwerden — einen gar guten Jungen. Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi, S. 31.]

Frl. von Göchhausen an? Tiefurth, 14. Juni 1787¹.

. . . Unsere liebe Herzogin ist, Gottlob sehr gesund. übrigens hat sie aber fast alles verlassen, die reg. Herzogin ist nach Achen ins Bad, der Herzog nach Mayns, er wird aber d. 24^{ten} wieder in Eisenach seyn, wo er sich einige Zeit aufzuhalten gedenkt, und nur vielleicht zum Besuch nach Tiefurth kommen wird. wär es nun nicht recht schön, wenn Sie diese Einsamkeit durch Ihre liebe Gegenwarth erheiterten! —

Goethe trägt mir oft auf ihm in Ihren Andenken zu erhalten; er ist jetzt auf seiner Rückreise, die aber wahrscheinlich etwas langsam von statten gehn wird. Von seinem Aufenthalt in Sycilien ist er sehr zufrieden, seine letzten Briefe waren aus Neapel.

Dz. an Niethammer. o. D. (1795²)

Nil novi ex Jena. Posselts Annalen finden hier mehr Beifall als die Horen, denen der 3^{te} Aufsatz u d 2^{te} alles

¹ Aus der Sammlung des Herrn A. M. Cohn in Berlin.

² Aus der Sammlung von Frl. Döderlein in Erlangen, durch gütige Vermittlung von Frau Prof. Rosenthal daselbst mir mitgetheilt. Sollte wirklich mit dem Herrn von Gotha: Goethe gemeint sein und »Werthers Leiden« nach einem Vierteljahrhundert in dieser seltsamen Gestalt citirt werden?

verderbt hat. Auch will der 4^{te}, den ich gut finde, nicht behagen, vermuthlich wegen des Contrastes mit Schiller, dem sie übermäßigen Beifall schenken. Der 4^{te} ist gut, aber die andern taugen nichts u. ein gewisser H *von Gotha*, der die *fata* u Schicksaale des jungen Baron von Werthers geschrieben hat, soll Autor seyn.

Wieland an Reinhold.

2. Dezember 1796¹.

Goethe, der beinahe 5 Monate in Jena lebte, ist seit 5 bis 6 Wochen wieder hier und fährt fort ein mir sehr angenehmes Verhältniss mit mir zu unterhalten, wirklich das reinste u. einzige, das zwischen uns bestehen kann u. soll. Er ist ein sonder- u. wunderbarer Sterblicher, aber bey allem dem so sehr aus einem Stück, so sehr *bona fide* alles was er ist, mit allem seinem *egoismus* so wenig übelthätig, oder vielmehr im Grunde so gutartig u. mit allen Anomalien seiner productiven Kraft ein Mann von so mächtigem Geist und unerschöpflichen Talenten, dass es mir unmöglich ist, ihn nicht lieb zu haben, wie oft ich auch im Fall bin zu wünschen, dass dies oder jenes anders an ihm wäre. Von seinem Antheil an den Xenien haben Sie sehr richtig geurtheilt. Aber die Welt ist nicht so nachsichtlich, und beyde Epigrammatisten haben sich selbst durch diese Ergiessung ihrer Laune und — Galle einen unendl. mahl grössern Schaden gethan, als alle ihre litterarischen Widersacher u. Diaboli ihnen zusammengenommen in ihrem ganzen Leben hätten thun können. Das fatalste ist das Scandal das den Weltleuten, u. der Triumph, der den Detractoren der *Μαϊδεια* u. der Musenkünste dadurch gegeben worden. Denn Sie können sich vorstellen, was für

¹ Gedruckt bei R. Keil: Wieland und Reinhold, S. 231, 232. (Vgl. über die Schrift unten: Bibliographie.) Unsere Stelle gebe ich hier, wegen ihrer hervorragenden Wichtigkeit und glaube keiner Rechtfertigung zu bedürfen, dass ich ihr, obwohl sie gedruckt ist, eine Stelle unter den »Mittheilungen von Zeitgenossen« einräume.

ein Spektakel nun die schlechtesten und der Peitsche würdigsten unter den gezüchtigten u. misshandelten Schriftstellern, Dichtern, Kritikern u. Kritikastern, nun machen und mit was vor einer Sündfluth von *Anti-Xenien* wir werden überschwemmt werden. Dyck in Leipzig hat bereits mit zwey Bogen voll den Anfang gemacht. Gröbern Unrath hat noch keine in den Parnassischen Sümpfen hausende Kröte jemahls von sich gegeben; und doch — auch hier ist mitunter Witz und was an Witz fehlt, ersetzt Bosheit, die sobald ihr Geifer gegen *eminente* Männer ausgesprüht wird, dem grossen Hauffen für Witz gilt und immer willkommen ist. Was mich bey dem allem tröstet, ist, dass sowohl G. als Sch. es in ihrer Macht haben, durch eben so gute u. noch bessere Geisteswerke, als wir schon von ihnen kennen, in wenig Jahren jede Spur der von ihnen verübten Leichtfertigkeiten wieder auszulöschen — nur diejenigen ausgenommen, die sie (wie in einem tollen Seelenrausch) an einigen edlen guten und eine solche Behandlung auf keine Weise verdienenden Menschen (z. B. an Gleim u. an den Stollbergen) begangen haben. Denn solche Avanieen können in der That weder in dieser noch jener Welt ungeschehen gemacht werden, u. bleiben also ewig was sie sind.

K. Fr. Kretschmann an G. W. Becker. 31. Januar 1797¹.

Ob Manso mit seinem Gedicht aber die Xenien Schmidte versöhnen wird, ist freilich noch die Frage. Es däucht mir ein kleiner marmorner Amor; eben so hübsch und eben — so kalt. — Auch der deutsche Merkur (1. Stck. 97.) wird nun gegen den braven Manso griessgramend, Was sagen Sie zu diesem Aufsätze über die Musenalmanache, der selbst den sonst so sehr fetirten Voß nicht schont.

¹ Diese und alle folgenden Briefe stammen, sofern nichts Anderes ausdrücklich bemerkt ist, aus der Sammlung des Herrn A. M. Cohn in Berlin.

Die Fortsetzung soll im nächsten Stücke erfolgen, und ich glaube, dass auch unser Taschenbuch an die Reihe kommen wird. Aber, mags doch! Ist die Kritik vernünftig; so lasst es uns annehmen mit Dank: ist sies nicht: — nun so muss man einmahl mit Ernst darauf denken, wie man den Teufel durch Beelzebub vertreibe! Haben Sie denn die *metrische Recension des Schillerischen Almanachs*, in der neuen Hamburger Zeitung gelesen? Dieser Verfasser war sicherlich der Mann, der jenen litterarischen Bachanten am furchtbarsten seyn würde, wenn er sich nur zu besserer Ausbildung seines Produkts ein wenig mehr Zeit genommen hätte. Er hat sein Gegengift nicht reif werden lassen. — Die *Berlocken*, die seitdem erschienen, sind um kein Haar besser als die Gegengeschenke.

Derselbe an denselben.

18. Februar 1797.

Sobald Sie mir von Nicolais Anhang¹ Nachricht gaben; so liess ich mir das Buch aus dem Buchladen holen. Ihr Urtheil darüber ist ganz das meinige. Wenn noch etwas im Stande ist, durch Büffel- und Elephantenhaut durchzudringen, so sind es diese feinen geschärften Pfeile allein. Bloss die grosse Weitschweifigkeit will mir nicht gefallen. Wäre dies Scheidewasser noch etwas concentrirter, dann würde es noch fressender sein.

14. April 1797.

Ist denn der Xenien-Spektakel noch nicht all? Da erhalte ich wieder aus dem Buchladen 1. Mückenalmanach 2. Aeakus von Rebenstock². 3. Kraft und Schnelle des alten Peleus, Das letztere soll von Vater Gleim sein und sieht seinem Radotage gleich. Weiss der Himmel, was an den andern sein mag, die ich durchzusehn itzt grade weder Lust noch Zeit habe.

¹ Zu den Xenien.

² Vgl. Boas, Xenienkampf II, 119—128. — Dasselbst 26—35 über die oben erwähnte »Hamburger Neue Zeitung«.

4. November 1797.

In Goethes Hermann und Dorothea finde ich statt der Monatskupfer mehrere vortreffliche von Schuberten erfundene Gartenparthieen, die einen im grossen Styl angelegten Park ungemein zieren müssten. Dieser Almanach, Musenkalender, oder Taschenbuch (weil ich seiner doch nun einmal gedacht habe,) ist das närrischste und hübscheste Ding, das mir jemals vorkam. Dass doch Ritter Goethe noch immer, so oft er in die Schranken tritt, die Inschrift Sonderbar auf seinem Schilde führt! Es existiren von diesem Büchelchen zweierlei Exemplare, wovon jedes ganz verschiedene Kupfer hat als das andre. Wer es ganz haben will, muss schlechterdings zwei Exemplare kaufen; und das ist denn doch ein wenig zu theuer, denn das eine Exemplar, in Seide, kostet einen halben Louis d'or. Es enthält sonst weiter nichts, als ausser dem Kalender, das Poem Hermann und Dorothea, eine Art von bürgerlich-epischem Gedichte, ganz in Manier und Styl, wie Voßens Louise. Sonderbar und ganz unerklärlich (folglich ganz in Goethes Geiste) ist der Einfall, dass er jedem Gesange, statt des Tittels den Nahmen einer Muse vorsetzt. Welch ein Spiel würden er und sein Klub damit treiben, wenn sonst jemand so was gewagt hätte.

6. Januar 1798.

Über Goethes Hermann und Dorothea bin ich mit Ihrem Urtheile völlig übereinstimmend. Er hat Vossen nachgeahmt aber nicht erreicht. Übrigens sind viel schöne Stellen darin: nur kann ich ihm die Bisarrerie mit den doppelten Ausgaben und zweierlei Kupfern nebst den Musenamen vor jedem Gesange noch immer nicht verzeihen.

C. A. Böttiger an Alxinger. Weimar, 17. Februar 1797¹.

. . . Wahrscheinlich haben Sie nun unsers Wielands wohlgesalzene Kritik im Februarstück des Merkurs schon

¹ Aus der Sammlung des Herrn C. Meinert in Dessau.

gelesen und sich seiner Freimüthigkeit herzlich gefreuet. Goethe nimmt sich bei diesem Handel sehr brav. Er lässt nicht den geringsten Unmuth blicken und wendet nur um so mehr Sorgfalt auf seine neue — in jeder Bedeutung des Wortes neue — Epopöe, Hermann und Dorothee, worinnen ein Gastwirthssohn in einem kleinen Städtchen am Rhein der Held und eine teutsche Emigrante von jenseits des Rheins die Heldin spielt. Dieß Gedicht, das schon gegen Johanni erscheinen wird, muss, in einer ähnlichen Sphäre wie Voßens Luise sich bewegend, durch Originalität und grosse Schönheiten alles, was lesen kann, in Deutschland wieder mit Goethen aussöhnen. Aber der arme Schiller wird das Öchselein seyn, das neben dem stattlichen *Parodeur* im Koth stecken bleibt, und es giebt Leute, die schadenfroh genug sind, um hinzuzusetzen: von Rechtswegen!

Soeben habe ich auch Nicolais Anhang gelesen. Wenn doch Fritzchen [nicht] durch das *lucri bonus odor* verführt, ein 16 groschen Buch hätte ausspinnen wollen. Alles was wirklich witzig ist, ließe sich bequem auf zwei Bogen zusammenbringen. So ist es ein dickes, breites, unbehilfliches Ding.

Stephan Schütze an Hofrath G. W. Becker. Weimar, 6. Okt. 1804¹.

. . . Bei meiner Ankunft fand ich keinen der grossen und schönen Geister gegenwärtig; alle waren verreist, Goethe nach Lauchstädt, Schiller nach Jena. Schiller kehrte zurück, nachdem er eine schwere Krankheit, die rothe Ruhr, überstanden hatte. Seine Frau aber, mit der er nach Jena gereist war, um sich bei ihrer Niederkunft ärztlicher Hülfe zu bedienen, hat ihn glücklich mit einer Tochter beschenkt. — Der Brief von Ihnen verschaffte mir bei ihm eine freundliche Aufnahme. Grosse Männer verliehren gewöhnlich an Interesse, wenn man sie sieht und spricht; dies kann

¹ Vgl. S. 212 A. 1.

ich aber von Schillern nicht sagen; meine Vorliebe für ihn hat dadurch nur noch mehr zugenommen, und besonders ist mir sein sanftes, mildes Wesen über alle Erwartung gewesen. Goethen habe ich noch nicht gesprochen, weil Falk, der mein Fürsprecher bei ihm sein will, sich noch in Ettersburg, seinem Sommerwohnsitze, aufhält. Falks Bekanntschaft war mir auch nicht uninteressant, und besonders gefiel mir sein heller, ungekümmerter, kindlicher Blick. Sonst habe ich noch den Doctor Bode und Heine kennen gelernt. Der erstere ist jetzt mit der Übersetzung des Dante beschäftigt; nur sehr bedauern musste ich, ihn so kränzlich zu finden.

Das Theater scheint hier in jeder Hinsicht nur mittelmäßig zu sein; doch fehlt es nicht sowohl an guten Schauspielern als an guten Schauspielerinnen; ausser der Jagemann, die selten auftritt, ist keine vorzüglich. Sehr viel Vergnügen hat mir die Aufführung des umgearbeiteten Götz von Berlichingen gemacht. Man merkte gleich, dass der Dichter selbst dahinter stand, und so gut und so richtig als hier, möchte das Stück schwerlich an andern Orten gegeben werden; der unmittelbare Schein, der vom Dichter selbst ausgeht, strahlt in der Ferne zu andern nur als Wiederschein. Dafür hatte nun auch freilich das Einstudiren mehrere Wochen gedauert. Das Stück selbst ist mehr *aus* und *nach* als *umgearbeitet*, die wichtigern Scenen sind verlängert und alles mehr motivirt. Es ist darin durch comische und witzige Züge mehr für die Unterhaltung des gewöhnlichen Publikums gesorgt; es fehlt auch nicht an feierlichen Aufzügen und einnehmenden Schlusscenen. Durch dies alles scheint mir aber das Ganze etwas von seiner alten, ernsten Würde verlohren zu haben, und es kommt mir vor, als ob Göthe nun auch anfangs, etwas dem Publikum zu Gefallen zu thun. Dennoch hat das Stück nicht sonderlich gefallen; es war nach dem Ende zu etwas langweilig, und dauert auch gar zu lange, nämlich 5 volle Stunden.

Riemer an Frau v. Grotthus. Weimar, 12. Februar 1811¹.

Der Meister ist wohlauf und thätig wie es seine Weise ist. Dieser verdanken wir eine neue Erscheinung an unserm Theaterhimmel, deren Mitgenuss ich Ihnen von ganzem Herzen wünschte; es ist der *standhafte Prinz* von Calderon nach Schlegels Übersetzung. Eine so allgemeine Wirkung durch alle Stände und Classen haben nur wenige Stücke ausgeübt. Alle Welt zweifelte an dem Glück des Unternehmens und alle Welt erkennt sich jetzt mit Beifall, Lob, Dank und Bewunderung für überrascht und gewonnen. Von dem Glück, welches die Aufführung der Oper Achille gemacht hat, werden Sie schon gehört haben. So hat der Meister für den Durst des schauspiellustigen Publicums immer noch eine Birne in der Tasche. —

Schadow an H. Meyer. Berlin, 17. Oktober 1816.

Gestern empfang ich Ihr Schreiben vom 6. d. M., woraus ich ersehe, dass Sie von dem Unfalle hergestellt sind und wahrscheinlich auch mein hochverehrter Gönner Herr v. Goethe sich wohl befindet.

Schlecht habe ich mein Wort gehalten; von dessen Medaillon in Bronze ist bis jetzt noch nichts zu Stande gekommen, womit ich zufrieden wäre, und wir sind wahrlich in diesem Handwerke gegen die alten Nürnberger und Florentiner gar viel zurück. Indessen setzen wir unsere Versuche fort.

. . . Den 15. Juli erhielt ich ein Schreiben von Sr. Excellenz dem Herrn v. Goethe, worin mir aufgetragen wurde, kleine Münzen zu Preisen für Schulknaben zu überschicken. Diese sind 15 Stück nemlich an demselben Tage auf die

¹ Aus den Varnhagenschen Papieren der Königl. Bibliothek in Berlin.

Post gegeben worden, in einem kleinen Briefe und adressirt an Hr. Kammerrath v. Goethe in Weimar. Nachher habe ich von deren Ankunft nichts weiter vernommen und verwundere ich mich, dass in Ihrem Briefe auch davon weiter keine Erwähnung geschieht.

Nachher ist mir ein Avis zugekommen von der 2 der Aposteln von Peter Vischer, diese sind aber bis jetzt noch nicht angelangt, wo müssen diese Heiligen verweilen?

. . . Empfehlen Sie mich meinem Patron und hochverehrtem Gönner dem Herrn v. Goethe, dessen Wille, Wunsch und Befehl ich jederzeit bereit bin zu vollführen.

Tischbein an Heinr. Meyer.

Eutin, 8. Juli 1822.

[Erzählt von der Canonade der Franzosen, die er in Neapel miterlebt habe.] Ich machte jetzt an einer Zeichnung, die ich dem Goethe schicken wollte, damit er die verruchten Gesichter der französischen Soldaten sehen sollte, von denen ich nach der Regel todt geschossen werden sollte. Doch geschah es nicht und ich blieb am Leben. — Ich kann nicht begreifen, warum dass ich keine Antwort bekomme auf den Brief und die Zeichnungen welche ich voriges Jahr an Goethe schickte. Es war etwas über meine Ansicht über die verschiedenen Menschen. Hierüber hätte ich so gern seine Meinung vernommen; es war just soviel, dass er meine Meinung genugsam daraus erkannt hätte. Dann gedachte ich noch soviel nachzuschicken, womit ich mich klarer deutlicher werde gemacht haben. Mit diesem Werk bin ich bis auf eine Kleinigkeit fertig und halte es für mein Bestes, was ich in meinem Erleben gedacht habe. Ich hatte noch manch andres zusammengelegt, sowohl geschriebenes als gezeichnetes, was Euch alte Freunde manche Stunde im Gespräch würde unterhalten haben. Aber da ich keine Antwort erhielt, so bin ich ganz irre geworden.

Schinkel an H. Meyer.

Berlin, 17. Mai 1825.

. . . Wie glücklich würde ich aber sein, eine öftere und nähere lehrreiche Mittheilung der hochverehrten Weimarer Kunstfreunde geniessen zu können, die nie mehr Noth thut, als wenn die Zeit für die Masse der geforderten Arbeiten zu kurz ist. Mein letzter leider viel zu kurzer Aufenthalt in Weimar ist mir von unbeschreiblicher Wichtigkeit gewesen, ein paar höchstbedeutende Worte des hochverehrten Geheimerath v. Goethe trafen so vollkommen mit der Lösung einiger Aufgaben, die ich mir gemacht hatte und deren Bearbeitung ich die besten Stunden meiner Muße widme, zusammen, dass ich sehr ermuthigt wurde, auf meinem Wege weiter vorzugehen. Das eine betraf den Character des Spitzbogens in der Architectur als wohl mannigmal gebrauchfähig aber der Schönheit ermangelnd, und das andre die Gefährlichkeit der Landschaftsmalerei in der schönen Kunst. Mir geht es bei diesen Arbeiten, wie manchen anderen, man muss seine Jugendsünden bei sich selber am härtesten büßen und nur noch wie zufällig man durch die gründlichsten Verfechter ihrer Zeit in dergleichen Sünden bei etwas lebendiger jugendlicher Phantasie hineingeführt wird, kann einigermaßen eine Selbstentschuldigung und Tröstung geben. Indessen die schöne Zeit ist verloren, die man besser hätte anwenden können. Man kann nichts thun als fortfahren zu arbeiten, um durch das Neue das Alte gut zu machen und ich fühle mich immer sehr beglückt, dazu in meinem Wirkungskreis Gelegenheit zu finden.

Fr. S. Voigt an Zelter.

Jena, 14. Juli 1830.

Mit nicht geringem Vergnügen empfieng ich vorige Woche durch Herrn G R. v. Göthe das schöne so lang gewünschte Blatt des Markgrafensteines, und statt Ihnen hiermit meinen wärmsten Dank ab; es ist nicht nur eine Zierde meiner geognostischen Sammlung, sondern wird

mir auch stets als ein gütiges Andenken von Ihnen unschätzbar bleiben.

Wenige Tage zuvor war ich in Weimar, und brachte bei unserem theuren Göthe einen Mittag ganz allein mit ihm zu. Diese Einsamkeit gab zu den schönsten Unterhaltungen Anlass, und abermals hatte ich zu bewundern, wie seine Geisteskräfte sowohl als Körperkräfte noch völlig ungeschwächt sind. Bei Gelegenheit der Mittheilung von einem alten und bekannten Lebemann, der kürzlich im 85st. Jahre, über einem tüchtigen Frühstück, gestorben, versicherte er mir ganz ernsthaft: Dieser Mensch habe es bloß durch Diätfehler so weit gebracht.

[Zwei Besuche eines Polen bei Goethe, 1829 und 1830¹.]

Als ich im Jahre 1829 mit Graf Alexander B. auf einer Reise nach Frankreich begriffen war, hielt ich mich ein paar Tage in Weimar, diesem deutschen Klein-Athen auf. Meine erste Sorge ging dahin, die Ehre zu erlangen, den berühmtesten Dichter Germaniens kennen zu lernen. Nicht leicht pflegte dieser König des Gedankens, dieser geistige Herrscher Deutschlands zu sich Einlass zu gewähren. Wollte man die Erlaubnis erhalten, ihm seine Huldigung darbringen zu dürfen, so musste man ihm dem Namen nach bekannt oder wohl empfohlen sein. Ungeachtet seiner angeborenen

¹ Mitgetheilt von A. Zipper in Lemberg. Der Besucher und Erzähler ist Graf A. E. von Kozmian 1804—1864, Verfasser von Memoiren, in denen er gleichfalls Goethes gedenkt, Dramatiker, Übersetzer. Er hat seinen Besuch in der polnischen Zeitschrift *Przyjaciół ludu*, »Der Volksfreund« (März 1839, No. 35—37) geschildert. Sein Begleiter ist Graf Alex. Bened. Batowski (1764—1841), polnischer Diplomat, ein verdienter, reicher, in und ausserhalb seiner Heimat hochangesehener Mann, der lange in Frankreich gelebt hat und dort auch gestorben ist. Der zweite, eigentlich wichtige Besuch K.'s ist später als der der beiden andern Polen, A. Mickiewicz und A. E. Odyniec, welcher in den August 1829 fällt. — Der in der Unterredung erwähnte »Mönch Casimir« ist der als »Erneuerer« gefeierte polnische König, der von 1040—1058 herrschte.

Höflichkeit sah Goethe sich gezwungen, den Zutritt zu sich zu erschweren; sonst hätte er alle Stunden seiner Tage dem Empfange solcher opfern müssen, die theils mit aufrichtiger Verehrung, theils mit aufdringlicher Neugierde zu ihm geeilt wären. Er hätte aus sich, so zu sagen, ein permanentes Ausstellungsobject machen müssen.

Die freundliche Aufnahme, welche wir beide am Weimarer Hofe gefunden hatten, die Verwendung von Persönlichkeiten, deren Verlangen Goethe willig nachgab, und vor allem das Entgegenkommen seiner Schwiegertochter, deren Seeleneigenschaften, Witz, Gemüthsfrische und Phantasie sie würdig erscheinen liessen, Goethes Schwiegertochter zu sein — erwirkten für uns die Erlaubnis, ihn in seiner Wohnung zu besuchen. Einige Tage vor unserer Ankunft war Goethe durch die Ankunft seines alten Freundes, des Grafen Reinhardt, französischen Ministers beim Deutschen Bunde, und dessen junger Gemahlin erfreut worden. Um nun seinem Freunde den Aufenthalt in Weimar angenehm zu machen, versammelte Goethe allabendlich bei sich eine ausgewählte Gesellschaft. Auch wir erhielten die Anforderung, einige Augenblicke in seinem Hause zu verbringen, und unterliessen nicht, davon Gebrauch zu machen.

Als ich mich Goethes Wohnung nahte, hatte ich einen Eindruck, wie wir ihn bloss unter ausserordentlichen, wichtigen Umständen erfahren, in Augenblicken, deren Erinnerung nie entschwindet, in Augenblicken, da die Seele neue, unbekannte Gefühle und Freuden erwartet. Als ich schon die Schwelle seines Hauses überschritten hatte, auf der Treppe, wo unter verschiedenen Sculpturwerken der Kopf des Apollo vom Belvedere besonders hervorragte, als ich mich schon innerhalb der Wände befand, wo ich den Dichter erschauen sollte: da fühlte ich in mir eine Art von Furcht und Schüchternheit, und zugleich hatte ich das Gefühl des Wanderers, welcher zum ersten Mal ein Schiff bestiegen hat und zu sich sagt: »Ich bin auf dem Meere« — welcher zu der ewigen

Stadt gekommen, zu sich sagt: »Ich bin in Rom« — welcher auf dem Gipfel des Montblanc angelangt spricht: »Ich bin auf dem Scheitel des höchsten Berges in Europa«. —

Im Zimmer, worin Goethe seine Gäste empfing, fanden wir schon ein paar Personen, und mit ihnen seine Schwiegertochter, welche mit einnehmender Höflichkeit die Pflichten der Hausfrau erfüllte. Goethe hatte sich noch nicht gezeigt; aber nach kurzer Weile schob sein Lieblingsdiener die Thüre des Nebenzimmers auseinander und meldete: »Herr von Goethe!« Auf dieses Losungswort erhoben wir uns achtungsvoll alle wie ein Mann und erblickten den Dichter, welcher hereingekommen, mit höflicher, doch ernster Verbeugung die versammelten Gäste begrüßte. Diese Thür, welche sich nicht öffnen, sondern auseinanderschieben liess, diese Art seines Eintretens mit vorheriger Anmeldung durch den Bedienten, hatte vielleicht etwas Theatralisches an sich, und wenigstens was mich betrifft, hob dies keineswegs den Eindruck, welchen seine majestätische Gestalt bewirkte. Diese Gestalt war erhaben und achtungsgebietend, die Züge strahlten von Genie, die Augen flammten vom Feuer der Begeisterung. Zwei Runzeln, welche seine Stirn durchfurcht hatten, gaben ihm den Ausdruck einer schwer zu beschreibenden Geistesgewalt; es schien als ob dorthier seine Pläne sich ergössen, dorthier die Funken seines Genies blitzten. Wie die Deutschen berichten, hatte er in seiner Jugend mit dem Belvedereschen Apoll, im Alter mit dem Donnerer Zeus Ähnlichkeit — und in der That war dies ehrwürdige Greistum, der Adel seiner Züge wie geschaffen zur Begeisterung eines Bildhauers. Das Antlitz zeigte nicht so sehr den Schöpfer des Werther als den Faustus; ich las darin leichter Gewalt des Gedankens als Weichheit des Gefühls; ja es schien mir, als bemerkte ich dort den charakteristischen Ausdruck, welchen die Erforschung der Geheimnisse des Daseins bewirkt. Allein die ganze Art Goethes, seine ernste Höflichkeit bezeugten, dass er, welcher

so mächtig fühlt, so tief denkt, immer den Formen gebildeter Gesellschaft sich unterwarf, dass er die Hofluft gewohnt war und häufig mit vornehmen Persönlichkeiten verkehrte.

Als Goethe hereingetreten war, stellte ihm seine Schwiegertochter uns vor; er empfing uns freundlich und richtete an uns ein paar Fragen in Betreff unserer Reise; aber die Ankunft neuer Gäste entzog ihn uns. Er sprach vor allem mit den Damen, deren Gesellschaft er liebte und suchte. —

Da ich nur einen geringen Theil des Abends in der bei Goethe versammelten Gesellschaft verbringen konnte, so gab ich mir bei der Abreise das Wort, aus Frankreich zurückkehrend, nochmals Weimar zu besuchen, zum zweiten Male zu dem Hause des Dichters zu pilgern. Und so geschah's! Auf der Rückreise aus Paris im Jahre 1830 verdanke ich es der gütigen Vermittlung der Frau v. Goethe, dass mir ihr Schwiegervater den Tag und die Stunde bestimmte, da er mich bei sich empfangen wolle, und mich davon mittels folgender Worte benachrichtigte, die er mit Bleistift eigenhändig auf seine Visitenkarte geschrieben hatte: »wünscht, da er heute verhindert ist, Herrn v. K. . . . morgen Sonntags um 12 Uhr bei sich zu sehen«.

Ich verfehlte nicht die Mittagsstunde, welche mir bestimmt worden. In Goethes Wohnung angelangt, fand ich ihn, meinen Besuch erwartend, in eben jenem Zimmer, worin er das Jahr vorher seine versammelten Gäste empfangen hatte. Als er mich mit einnehmender Freundlichkeit bewillkommt, danke ich ihm in französischer Sprache (denn in der deutschen fühlte ich mich nicht sicher genug mit Goethe zu sprechen) für die theuersten Erinnerungen meiner Reise, welche ich ihm zu verdanken hätte.

»Mit Befriedigung sehe ich immer Fremde bei mir, welche mich besuchen wollen« — erwiderte Goethe, auch in französischer Sprache, die er mit Leichtigkeit handhabte.

»Ihre Gesellschaft vertritt gewissermaßen die Annehmlichkeiten des Reisens, die ich mir in meinem Alter nicht erlauben darf. Ich unterrede mich mit ihnen, und so reise ich auch, ohne den Platz zu verlassen; heute zum Beispiel wandr' ich in Polen« — sagte er lächelnd.

Diese Worte dienten als Einleitung zu einem Gespräche über mein Vaterland, dessen Vergangenheit und Gegenwart, und weiter über seine Litteratur. Ich sprach von dem neuen Geiste, von der neuen Richtung der polnischen Litteratur und Kritik, von dem Führer der neuen Schule, welchen Goethe vor einigen Monaten in Weimar kennen gelernt hatte.

»Ich bedaure«, sagte Goethe, »dass der Schatz Ihrer ältern und neuern Litteratur für mich unerreichbar ist, mit Vergnügen würde ich ihre heutige Entwicklung und die Richtung, welche diese genommen hat, verfolgen. Edel sind solche Bestrebungen, die Litteratur national und von den Fesseln der Nachahmung frei zu machen. Mögen aber die jungen Dichter Übertreibungen aus dem Wege gehen, mögen sie die Fehler und Irrtümer vermeiden, die allen Neophyten eigen sind, mögen sie vor übermäßigem Eifer, vor Fanatismus in ihrem Glauben auf der Hut sein. Mögen sie neue Muster schaffen, jedoch die alten dabei spottender Verachtung nicht preisgeben. . . .

»Wie ich glaube« fuhr Goethe fort, »wird die neu erstehende Schule besonders an nationalen Stoffen Gefallen finden. In alten Geschichten, Überlieferungen, Vorstellungen, sogar Vorurtheilen wird sie auf Poesie treffen. Jede Nation hat ihre poetische Flur — warum auf fremden nach Blumen suchen, wenn die heimische so üppigen Wuchs darbeut? Auch die Vergangenheit Polens ist reich an Poesie. Seine Geschichte enthält manche Ereignisse, manchen Charakter, wohl im Stande einen Dichter zu begeistern. So bin ich z. B. erstaunt, dass noch keiner Ihrer Dichter das Leben Kasimirs, »der Mönch« zubenannt, behandelt hat. Man

könnte daraus eine Dichtung oder ein historisches Drama, voll ergreifender Gemälde bilden. Man muss sich nur diesen Jüngling vorstellen! Die nichtswürdige Mutter hat ihn aus dem Vaterlande entführt, in ihm Hass gegen seine Landsleute und seine Heimat zu erwecken versucht; er, der Krone beraubt, tritt trotz königlichen Geblütes, trotz Jugendreiz und -kraft, auf Drängen eben jener Mutter ohne Beruf in ein Kloster. Man muss sich seinen Seelenkampf vorstellen, den Kampf religiöser Gefühle mit den sprossenden Leidenschaften der Jugend; wie er diese überwindet und für immer von der Welt scheidet, unter den Ordensbrüdern von Clugny sich verliert, selbst den alten Namen ändert und ein Mönch des elften Jahrhunderts wird. Da widerhallt das Kloster von der Kunde, dass Boten eines fernen Volkes gekommen seien, welche ihren Fürsten suchen. Kasimir, in der klösterlichen Demuth verharrend, wollte sich noch verborgen halten. Die polnischen Abgesandten können ihn unter der zahlreichen Schaar der Mönche nicht erkennen; aber ihre Thränen, ihre Berichte von dem Unglück des Landes erwecken in dem jungen Fürsten neue Gefühle: eine Zähre erglänzt im Auge eines der Mönche und verräth Kasimir. Die Abgesandten erkennen ihn. Länger kann er sich nicht verbergen, er beugt das Haupt vor dem Willen Gottes, gibt seinen Namen kund und sieht zu seinen Füßen Krone und Scepter. Allein der Klosterabt weigert sich, ihn freizulassen. Es eilen also die Abgesandten nach Rom, bringen vom heiligen Vater die mit bedeutenden Opfern erkaufte Lösung der Gelübde und geleiten den jungen Fürsten zum Throne seiner Väter. Sobald er im Lande erschienen, eilt das gemeine Volk ihm entgegen, Väter, Mütter, Kinder umringen, begrüßen ihn mit Jubel; und er, von höherer Macht unterstützt, schlichtet, kaum dass sein Fuss den Heimatboden berührt, die inneren Zwistigkeiten, zügelt die Feinde, straft die Aufrührer, befestigt Frieden und Ordnung, und eröffnet eine Reihe glorreicher Herrscher. Ist dies für eine Dichtung oder für ein historisches Drama kein gar poesiereicher Stoff?»

»Ohne Zweifel« — entgegnete ich, »müsste er, so aufgefasst und ausgeführt, zu einem schönen Werke werden; allein um daran zu gehen, bedürfte es der Kraft des Dichters des »Götz von Berlichingen«. Vielleicht wäre dieser Gegenstand *seiner* Feder nicht unwürdig?«

»Eine neue so grossartige Arbeit«, sagte Goethe, »könnte ich nicht unternehmen. Denn wo ist die Garantie, dass ich sie vollende? Übrigens gehört dieser geschichtliche Stoff von rechts wegen einem polnischen Autor«.

Indem wir über Litteratur sprachen, fragte mich Goethe nach den neuen französischen Producten. Aufmerksam hörte er meinen Bericht an über die erste Vorstellung des Shakespeare'schen »Othello« in französischer Sprache auf Corneille's und Racine's Bühne, ebenso über die Aufführung von »Hernani«, den er noch nicht kannte.

»Victor Hugo« — sagte Goethe — »besitzt ausgezeichnete Fähigkeiten; ohne Zweifel erneut und erfrischt er die französische Poesie. Allein man muss fürchten, dass wenn nicht er, so doch seine Schüler und Nachahmer in der Richtung, welche sie zu schaffen gewagt, zu weit gehen dürften. Die französische Nation ist die Nation der Extreme, sie kennt in nichts Maß. Mit gewaltiger moralischer und physischer Kraft ausgestattet, könnte das französische Volk die Welt heben, wenn es den Centralpunkt zu finden vermöchte; es scheint aber nicht zu wissen, dass, wenn man grosse Lasten heben will, man ihre Mitte auffinden muss. Es ist dies das einzige Volk auf Erden, in dessen Geschichte wir die Bartholomäusnacht und die Feier der »Vernunft«, den Despotismus Ludwigs XIV und die Orgien der Sansculotten, beinahe in demselben Jahre die Einnahme von Moskau und die Capitulation von Paris finden. Somit muss man fürchten, dass auch in der Litteratur nach dem Despotismus eines Boileau Zügellosigkeit und Verwerfung aller Gesetze eintrete«.

»Auch ich« sagte ich, »theile diese Furcht, allein ich kann nicht verschweigen, dass die Formen, die einst im Schwange gewesen, heute als Muster nicht mehr dienen können. Die tragischen Werke der französischen Meister lesen wir immer mit Freude, aber auf der Scene dargestellt interessieren sie das heutige Publicum nicht. Stünde Racine auf, so würde er heute selbst die Fehler vermeiden, welche wir in seinen Werken finden«.

»Glauben Sie mir«, sagte Goethe, »wünschen wir uns einen neuen Racine, selbst mit den Fehlern des alten! Die Meisterwerke der französischen Bühne bleiben Meisterwerke für immer. Ihre Darstellung hat mich selbst in jungen Jahren, noch in Frankfurt, höchst interessirt; damals fasste ich zuerst den Gedanken, Dramen zu schreiben. Die heutige Schule kann für die Litteratur viel thun, allein niemals so viel als die frühere gethan hat . . .«

Da ich durch längeres Reden die theuren Augenblicke des Dichters nicht in Anspruch nehmen wollte, erhob ich mich, um zu gehen; aber Goethe beliebte mich noch zurückzuhalten, und that weitere Fragen in Betreff Frankreichs, dessen bedeutenderer Schriftsteller und des Zustandes der Künste. Als ich der ausgezeichneten Bilder Scheffers erwähnte, welche Faust und Gretchen darstellen, fragte er mich, welchen Charakter der Maler ihnen gegeben, ob er des Dichters Absicht verstanden und ob dies Faust und Gretchen Goethes oder Scheffers seien. —

Nach dieser einstündigen Unterredung nahm ich von dem Dichter Abschied im Vollgeföhle der Dankbarkeit, dass er bei all der Majestät und Würde seines Genius mich mit so viel Freundlichkeit aufgenommen; als ich ihn verliess, geleitete mich die Erinnerung, welche ich für immer bewahren werde und wovon ich hier mit Freuden Mittheilung gemacht habe. Gern wollte ich weitere Einzelheiten vermelden, welche die Lebensweise des Dichters beträfen;

würde gern eine genaue Beschreibung der Gegenstände liefern, welche ihn gewöhnlich umgaben, der Geräte, welche er gebrauchte, der Personen, mit denen er verkehrte. Aber während der kurzen Weile, die ich mit ihm verbracht, war ich so sehr mit Goethe allein, so sehr mit seinen Worten beschäftigt, dass ich auf die sonstige Umgebung kein Augenmerk haben konnte. Goethe nur, den Dichter Goethe wollte ich sehen, und auch nur ihn allein habe ich gesehen.

Als ich Weimar verliess, erhielt ich von Frau von Goethe ein liebes Andenken, welches ich unter den wertvollsten aufbewahre. Es ist dies ein Blatt, worauf von Goethes eigener Hand mit dem Datum des 21. Mai 1825 folgende vier Zeilen stehen:

Hebe selbst die Hindernisse,
Neige dich herab, Cypresse,
Dass ich deinen Gipfel küsse
Und das Leben dann vergesse.

J. W. Goethe.

